

schon das Achtfache wieder eingespielt. Madonna, die mit ihren Pop-Hits „Like a Virgin“ und „Material Girl“ erst nach Drehbeginn zum Shooting Star wurde, lockt das Publikum, und dann singt sie kaum. Wer einen dröhnenden Video-Clip erwartet, wird also enttäuscht – und muß sich trotzdem nicht ärgern. Denn es gibt ein hübsches Stückchen Kino-unterhaltung: Glück für die ganze Familie.

Mit Witz und Tempo hat Susan Seidelman ihre Verwechslungskomödie nach klassischem Screwball-Rezept angerührt: Man nehme zwei Heldinnen aus (scheinbar) gegensätzlichem Milieu, von denen die eine ungewollt in ein Verbrechen verwickelt wird und die andere ihr Gedächtnis verliert, dazu ein paar Verfolgungsjagden und ein bißchen Sex.

Diese Kino-Mixtur ist 50 Jahre alt, die Inszenierung ist auch nicht die Spitze der Avantgarde, das Ambiente ist so modern wie die Punk-Ecke bei Hertie. Und trotzdem bietet der Film Neues. Zunächst ist da die bloße Tatsache, daß Susan Seidelman („Ich bin eine Feministin“) ihre Hauptrollen mit zwei Frauen besetzt hat; auch das Drehbuch stammt von einer Frau, von Leora Barish. Vor allem aber liefert dieser Frauenfilm seit Jahren erstmals den Beweis, daß US-Komödien nicht dümmere sein müssen, als die Police Academy erlaubt.

Die Story geht so: Roberta (Rosanna Arquette) pendelt als gefrustete Ehefrau eines Badewannenhändlers zwischen Friseur salon und digitalisierter Küche. Neidisch auf Herzschmerz und -glück anderer Leute verfolgt sie öffentlich annoncierte Rendezvous: „Desperately seeking Susan“, heißt es da in einer Kleinanzeige.

Roberta lauert den beiden Liebenden am verabredeten Treffpunkt auf und bekommt – nach Unfall und Gedächtnis-schwund – Susans Identität verpaßt.

Das Leben aus dem Hutkoffer, in dem Susan (Madonna) ihre Klamotten – darunter gestohlene Klunker von exorbitantem Wert – verstaubt hatte, gefällt Roberta ganz gut. Auch mit ihrem neuen Job als Assistentin bei einer jämmerlichen Zaubershow kommt sie auf höchst amüsante Weise zurecht. Und natürlich verliebt sie sich in Susans Freund, der gar nicht Susans Freund ist, sondern nur ein Freund des Freundes.

Während es sich die beiden in einem pittoresk vergammelten Loft in der ebenso pittoresk vergammelten Lower East Side von Manhattan gemütlich machen, findet die Punk-Jule Susan Gefallen am Mittelklasse-Luxus in Robertas Eigenheim. Aber bis zum glücklichen Bäumchen-wechsel-dich-Ende wollte sich Susan Seidelman dennoch nicht der Screwball-Dramaturgie verschreiben. Ihre Sympathien für den Schmuttel-Schick des New Yorker „Underground“

sind unteilbar. Der gehörnte Badewannen-Yuppie bleibt allein, Susan und Roberta treffen sich, klären, wer sie sind, und kuscheln sich an ihre Boyfriends.

Nachdem sie auch noch die antiken Schmuckstücke abgeliefert haben, können sie sich von der klatschenden Mehrheit uneingeschränkt feiern lassen. In der Filmhandlung wie im Kinosaal.

Hartmut Schulze

Nummer 14

„Im Angesicht des Todes“. Spielfilm von John Glen. Großbritannien 1985. 130 Minuten; Farbe.

Veteranen des Bond-Kinos, die vor rund 20 Jahren mit „James Bond 007 jagt Dr. No“ und den „Liebesgrüßen aus Moskau“ in die feine Welt des Antikommunismus eingeführt wurden (Kaviar nur mit dem Löffel, Feindagenten mit Messer und Gabel), werden auch „Im Angesicht des Todes“, also im Angesicht des neuesten Bond-Films, auf alte Aha-Erlebnisse nicht verzichten müssen:

In der Einleitungssequenz wird 007, vertreten durch den Bond-bewährten Ski-Zirkus des Willy Bogner, von den bösen Russen durch die Arktis gejagt. Gemildert wird das frostige Kalte-Kriegs-Klima nur durch die Polar-Sonne des schönen Schwachsinn: Willkommen daheim, willkommen bei James Bond!

So unerschütterlich also im vierzehnten Bond-Film die Essentials von den doofen, aber gerissenen Russkies, dem weltretenden Bond mit der Lizenz, auch ohne Krawatte töten zu dürfen, und der in letzter Sekunde nach einem mörderischen Countdown geretteten Erde auch sind, so sehr hat sonst inzwischen der Zahn der Zeit an Bond genagt.

Da butlert sich beispielsweise ein schwer atmender Dickwanst durch die Agenten-Story, eine lebende Anti-Eis-

bein-Reklame, und auf einmal wird man erschrocken gewahr, daß es sich um Patrick Macnee aus der längst verblichene TV-Serie „Mit Schirm, Charme und Melone“ handelt: Vom versnobten Detektiv zum Fettfleck, das ist der Weg allen Fleisches. Kein Wunder, daß Macnee dem Bond-Film bald und jäh in einer Autowaschanlage abhanden kommt.

Aber auch Roger Moore, dem es weit besser gelingt, seinen Bauch einzuziehen (er hat immer noch eine blendende Figur und einen hervorragenden Schneider), fällt ein Zweig der Bond-Tätigkeit immer schwerer, die Darstellung des Sex-Leistungssportlers nämlich – ohnehin eine Disziplin, deren chauvihafte Ausübung seit den sechziger Jahren Schimmel angesetzt hat. Was einst mit Witz gegen den damaligen Muff anging, ist inzwischen selbst total vermuft.

Da die Bond-Filme zudem seit langem schon garantiert jugendfrei zu sein haben, begnügt sich Roger Moore mit einem Stammtisch-Augenzwinkern in die Herrenecke der Kinos. Den lieben Kleinen darf zwar zugemutet werden, daß da eine ganze Schicht wackerer Bergleute mit der Maschinenpistole umgenietet und anschließend auch noch ertränkt wird, dem Johannistrieb des Helden jedoch dürfen sie nicht beiwohnen. Das wirkt inzwischen weniger wie freiwillige Selbstkontrolle, mehr wie: Reserve hat Ruh.

Den modischen Touch des Hier und Heute soll Grace Jones beisteuern, die brikettfrisierte Rachegöttin des Aids-Zeitalters. Das hermaphroditische Idol, halb gurrender schwarzer Panther, halb übertriebene Jackettkronen-Reklame, ist die „S & M“-Gespielin des Bösewichts dieses Films, den kontrastwirksam zu ihr der besonders blonde Christopher Walken spielt. Grace Jones, die ihm dämonisch verfallen ist, spielt sich so, daß man lange Zeit denkt, sie werde hier von einem Imitator aus der Transvestiten-



Bond-Partnerin Grace Jones: Parodie ihrer selbst

Show gedoubelt. Leider aber doubelt sie sich nur selbst. Bis zum Steinerweichen.

Dieser Bond-Film, bei dem es um neuartige Mikrochips geht, die die Russen den Briten klauen wollen, bis ein allzu ehrgeiziger Ost-Agent wieder auf eigene Rechnung die Weltherrschaft erobern will, dieser Film also basiert auf keinem Fleming-Roman mehr. Die sind inzwischen ausgegangen.

Statt dessen liegt „Im Angesicht des Todes“ eine Fleming-Kurzgeschichte aus dem Jahr 1959 zugrunde, die gnadenlos auf die volle Kinolänge gestreckt wurde.

Daß es sich um eine Kurzgeschichte handelt, tut der Liebe keinen Abbruch. Drehbuch und Geschichte sind so idiotisch, als ob es sich um einen Original-Fleming in voller Länge handelte.

Champagner getrunken und gemordet wird in Paris auf dem Eiffelturm, in einem Oise-Schloß mit riesigen Stallungen und edlen Rennpferden, in San Francisco auf der Golden Gate Bridge, in einem Landhaus in Kalifornien und im Silicon Valley. Das Silicon Valley nämlich, wo Amerikas Mikroelektronik-Industrie zu Hause ist, will der Schurke in die Luft jagen, indem er ein künstliches Erdbeben erzeugt. So hätte er das Monopol in der Computer-Herstellung, Bond aber, in letzter Minute . . . weiter sollte man die Infantilitäten der Handlung nicht nacherzählen.

Sie sind, wie gesagt, nicht anders als in 13 Bond-Filmen zuvor. Nur irgendwie scheinen sie ihre ironische Reibung mit der Gegenwart eingebüßt zu haben.

Bond, das war immer auch eine Parodie auf die von der Werbung geweckten Allmachts- und Schöner-Essen-Trinken-Lieben-Phantasien, auf die Musts von Cartier und daß es schon immer etwas teurer war, einen guten Geschmack zu haben. Inzwischen wirbt Bond nur noch für sich selbst, parodiert Bond nur noch Bond. Und so bleibt, trotz der immer pyromanischer werdenden Destruktionsorgien, von Bond nur noch der Kinderkram übrig: vom Geheimagenten 007 Ihrer Majestät zum „Kasperle ist wieder da“. Bond, der die Nostalgie auf Bond weckt. Bestenfalls. *Hellmuth Karasek*

AFFÄREN

Die flamlerte Tigerin

Robert van Ackeren, der mit internationaler Besetzung Walter Serners Roman „Die Tigerin“ verfilmen wollte, wurde vor Drehbeginn vom Produzenten gefeuert.

Daß Bichette, die quirlige Lebedame, Dallen Männern, die sie ihr zu nähern wagten, den Kopf verdrehte, daß der abgebrannte Fec, ihre einzige wahre Liebe, dieses Privileg mit dem Tode büßte, ist in Walter Serners post-dadaistischem Roman „Die Tigerin“ nachzulesen. Doch nun hat das Biest auch noch jene



Vorgesehene Stars Joanna Pacula, Carradine: Tanz auf dem Vulkan

Männer unversöhnlich entzweit, die ihm zu Filmruhm verhelfen wollten.

Anfang letzter Woche ließ der Produzent Dieter Geissler per Rechtsanwalt dem Regisseur Robert van Ackeren mitteilen, daß er den erotischen „Tanz auf dem Vulkan“ nicht mehr mit ihm zu produzieren gedanke. Das Duo hatte bereits van Ackerens Erfolgsfilm „Die flamlerte Frau“ hergestellt. „Van Ackeren“, so Dieter Geissler, „war offensichtlich den Anforderungen nicht mehr gewachsen. Wohl aus Angst vor der eigenen Geschichte überzog er uns dauernd mit unakzeptablen Forderungen und legte bis heute noch kein shooting script (ein technisch detailliertes Drehbuch) vor. Wir wären in eine Cotton-Club-Situation hineingeschlittert.“ Copulas „Cotton Club“ hatte am Ende über 50 Millionen Dollar gekostet und erwies sich im Kino als Flop.

Soviel hätte „Die Tigerin“ nicht verschlungen. Als van Ackeren, der sich schon vor längerer Zeit die Stoffrechte gesichert hatte, vor etwa zwei Jahren mit Geissler über die Produktion einig wurde, war zunächst ein Budget von knapp fünf Millionen Mark vorgesehen. Nach dem internationalen Erfolg der „Flamlerten Frau“ entschloß man sich, „Die Tigerin“ in Besetzung und Ausstattung van Ackerens gestiegenem Renommee anzupassen.

Es folgte die kostspielige Suche nach einer „Tigerin“-Darstellerin. Nach zahllosen Probeaufnahmen in Europa und USA war sie im Frühjahr dieses Jahres gefunden: Joanna Pacula, eine Exil-Polin, die nach ihrem ersten US-Film „Gorky Park“ in Hollywood als kommender Star gehandelt wird. Wegen ihres laufenden Einbürgerungsverfahrens durfte sie die USA allerdings nicht verlassen, so daß sich die Dreharbeiten bis zum – inzwischen erfolgten – Abschluß der bürokratischen Hemmnisse immer weiter

hinauszögerten. Letzter geplanter Drehbeginn: Ende August.

Inzwischen hatte Geissler europäische Partner für das Projekt gefunden. Der französische Konzern UGC und die belgische Multimedia stiegen als Co-Produzenten ein, so daß die vorgesehene Finanzierung von knapp 10 Millionen Mark gesichert schien. Als dann jedoch aufgrund der neuen Eckdaten und der ausufernden Vorkosten eine neue Kalkulation erstellt wurde, kam das böse Erwachen: Nun war die „Tigerin“ plötzlich nicht mehr unter 12,5 Millionen zu machen.

„Sechs Wochen vor Drehbeginn“, so van Ackeren, „erfahre ich von Geissler, daß der Film plötzlich um nicht finanzierbare 2,5 Millionen teurer wird, und das, ohne daß sich das Drehbuch irgendwie geändert hätte.“ Geisslers Behauptung, er habe Zusatzforderungen gestellt, bestreitet van Ackeren. „Das Gegenteil ist richtig. Ich habe durch Kürzungen im Buch eine Einsparung von rund einer Million erreicht.“ Dies wird auch von Geissler nicht bestritten.

Wie auch immer, das Vertrauensverhältnis war gestört. Geissler beruft sich nun auf den Umstand, daß zwischen ihm und van Ackeren ein vertragsloser Zustand herrsche. Tatsächlich ist zwischen beiden nach einigen Vorverträgen, „weil er mich“, so van Ackeren, „bei einem Scheitern des Projektes nicht auszahlen wollte“, kein gültiger Regievertrag zustande gekommen. „Van Ackeren“, kontert Geissler, „legte mir einen Vertragsentwurf vor, der eindeutig sittenwidrige Klauseln aufwies – etwa die Zahlung von Bußgeldern bei einigen Vertragsverstößen.“

Van Ackeren dagegen behauptet, man sei sich „in wesentlichen Punkten“ einig gewesen. Doch dann wurde dem Regisseur von Geissler ein neuer Vertrag präsentiert, in dem er sich hätte ver-